

Der Gedanke, große Männer zu vergessen. Robert Musils publizistisches Denkmal für Ernst Mach¹

Gernot Waldner (Wien)

Die Texte Robert Musils können nicht als vergessene Literatur gelten. Bis heute widmen sich Tagungen, Publikationen und Institutionen wie die Internationale Robert Musil Gesellschaft dem Werk dieses Autors der Moderne. Vergessen zu werden, war dennoch etwas, was Musil sowohl persönlich als auch thematisch beschäftigte. Werkgeschichtlich sind in diesem Zusammenhang vor allem seine journalistischen Texte relevant. Als Musil die aus seiner Kurzprosa bestehende Anthologie „Nachlass zu Lebzeiten“ edierte, musste er nicht nur Texte auswählen, die er für wertvoll genug befand, nicht vergessen zu werden, er überarbeitete auch die teilweise in Zeitungen publizierte Prosa, um sie ihrer Tagesaktualität zu entkleiden und ihnen eine überzeitlichere Erscheinung zu geben, die diese Arbeiten vor dem Vergessen bewahren könnte (Hake 2016: 320ff). Mein Beitrag dreht sich um einen dieser journalistischen Texte, er wurde deutlich modifiziert in besagte Anthologie übernommen. Konkret behandelt der Text „Denkmale“ eine auf Monumenten basierende Erinnerungskultur und das Vergessen bedeutender Männer.

Am 10. Dezember 1927 erschien „Denkmale“ in der Prager Presse (Musil 1927: 4f). Die jahrelange Arbeit für diese liberale Zeitung konnte nicht als lang ersehntes Ziel Musils gelten. Wie der Großteil der Bevölkerung hatte auch Musil nach dem Ende des Ersten Weltkrieges mit finanziellen Problemen zu kämpfen. Krieg und Inflation hatten das Vermögen seiner Eltern und seiner Frau aufgezehrt. Musil war auf die in Zeitungen erscheinende Kurzprosa als Einnahmequelle angewiesen (Pfohlmann 2016: 22f). Aufgrund der herrschenden Inflation in Deutschland und Österreich boten die Texte für die Prager Presse den Vorteil, in ‚harter Krone‘ ausbezahlt zu werden. Der stabile Kurs der tschechoslowakischen Währung verdankte sich der florierenden Kohleindustrie und der ertragreichen Landwirtschaft. In einem Brief an Arne Laurin, den Chefredakteur dieser Zeitung, stellt Musil seine feuilletonistischen Texte als Zeichen dafür dar, „dass ich mich in Geldverlegenheit befinde“ (Musil 1926). Diese kurze Bemerkung macht deutlich, dass die Entstehung der journalistischen Texte finanziell motiviert war. Erst einige

¹ Der Text stellt eine kürzere und anders pointierte Variante eines ausführlicheren Beitrags zu Musils Verhältnis zu Wien dar, der 2024 im Musil-Forum erscheinen wird.

Jahre später, als die Auswahl für den „Nachlass zu Lebzeiten“ zu treffen war, wurde auch die Nachwirkung, das Nicht-vergessen-werden zum Thema. „Denkmale“ ging modifiziert in den Abschnitt „Unfreundliche Betrachtungen“ des „Nachlass zu Lebzeiten“ ein. In meiner Analyse beziehe ich mich auf die 1927 in der Prager Presse abgedruckte Variante. Diese Fassung des Textes beginnt wie folgt:

Denkmale haben außer der Eigenschaft, dass man nicht weiß, ob man Denkmale oder Denkmäler sagen soll, noch allerhand Eigenheiten. Die wichtigste davon ist ein wenig widerspruchsvoll: das Auffallendste an Denkmälern ist nämlich, dass man sie nicht bemerkt. Es gibt nichts auf der Welt, was so unsichtbar wäre wie Denkmäler. Sie werden doch zweifellos aufgestellt, um gesehen zu werden, ja geradezu, um Aufmerksamkeit zu erregen; aber gleichzeitig sind sie durch irgendetwas gegen Aufmerksamkeit imprägniert, und diese rinnt Wassertropfen-auf-Ölbezug-artig an ihnen ab, ohne auch nur einen Augenblick stehen zu bleiben. (Musil 1927: 4)

Die ersten vier Sätze nehmen bereits einige Charakteristika dieser Glosse vorweg. Neben den rhetorisch unterhaltsamen Stilmitteln wie der Dubitatio („Denkmale oder Denkmäler“) und gezielten Hyperbeln („nichts auf der Welt, was so unsichtbar wäre“), die den ganzen Text über für Kurzweile sorgen, ist auch eine thesenartige Form bestimmend. Diese Verteidigung dieser These – „das Auffallendste an Denkmälern ist nämlich, dass man sie nicht bemerkt“ – bestimmt den gesamten Text. Nachdem die zitierte These durch einen Spaziergang illustriert wurde, werden „einige Ausnahmen“ genannt, in denen es doch zur Wahrnehmung von Denkmälern komme, etwa auf bildungsbeflissenen Italienreisen, die, so wird eingeschränkt, jedoch nur „ein ganz besonderes Verhalten“ darstellen würden, der These daher keinen Abbruch täten. Anschließend wird die Behauptung erklärt: „Alles Beständige büßt seine Eindruckskraft ein“, was als ein psychologischer Mechanismus verstanden wird, dessen vielfältige Erscheinungsweisen sich in Beziehungen zu Dingen und Personen wiederfinden lassen. Im letzten Teil wird noch einmal die Antiquiertheit von Denkmälern, vor allem in kapitalistischen Großstädten, betont – „auch Denkmäler sollten sich heute, wie wir alle, etwas mehr anstrengen!“ – und noch ein Blick auf existente Denkmalsujets geworfen. Der Text unterstellt dabei manchen skulpturalen Darstellungen, sie würden „schweren Melancholiker[n] in den Nervenheilanstalten“ ähneln und aufgrund ihres Pathos im öffentlichen Leben ständig einer komischen Fallhöhe ausgesetzt sein, etwa wenn sich vor einem „Pferd, das sich mit sprühenden Nüstern zum Sprung erhoben hat“ jemand „ein Wurstbrot in den Mund steckt“. Abschließend wird, die eingangs gesetzte These wiederholend, noch einmal die Frage aufgeworfen, weshalb man „gerade großen Männern Denkmale setzt?“ Die Vermutung des letzten Satzes lautet: „Da man ihnen im Leben nicht mehr schaden kann, stürzt man sie, gleichsam mit einem Gedenkstein um den Hals, ins Meer des Vergessens.“ (Musil 1927: 5)

Meine Gliederung des Textes ergibt also folgende Abfolge: nach illustrierter These werden Ausnahmen abgehandelt, anschließend Fallbeispiele aufgelistet, die Antiquiertheit von Denkmälern in urbaner Kulisse betont. Die Konklusion folgert, dass hinter der Errichtung eines Denkmals eine böse Absicht stecken müsse: man werfe große Männer absichtlich ins Meer des Vergessens. Denkmäler, diese Monumente gegen das Vergessen, so Musils These, erfüllen also ihre Aufgabe nicht. Das moderne, urbane, und im

folgenden Beispiel typisch männliche, Selbst verwendet beim Spaziergang durch die Stadt seine Aufmerksamkeit für banalere Dinge als für die Erinnerungskultur:

Man kann monatelang eine Straßen gehen, man wird jede Hausnummer, jede Auslagenscheibe, jeden Schutzmann am Weg kennen, und es wird einem nicht entgehen, wenn ein Zehnpfennigstück auf dem Gehsteig liegt; aber man ist bestimmt jedesmal sehr überrascht, wenn man nach einem hübschen Stubenmädchen ins erste Stockwerk schießt und dabei eine metallene, gar nicht kleine Tafel entdeckt, auf der in unauslöschlichen Lettern eingegraben steht, dass an dieser Stelle von achtzehnhundertsoundsoviel bis achtzehnhundertundeiniglichemehr der unvergeßliche Soodernichtso gelebt und geschaffen habe. (Musil 1927: 4)

Doch nicht nur Gedenktafeln auch „überlebensgroße Standbilder“ würden der Aufmerksamkeit auf ähnliche Weise entgehen, ‚man‘ würde ihnen zwar „ausweichen“, ihren „Sockel als Schutzinsel“ nutzen, sie zur abstrakten Orientierung nutzen „wie einen Baum“, „aber man sieht sie nie an und besitzt gewöhnlich nicht die leiseste Ahnung davon, wen sie darstellen, außer dass man vielleicht weiß, ob es ein Mann oder eine Frau ist.“ Der schielende Blick auf das Stubenmädchen und die abschließende Bemerkung, dass man zumindest wisse, ob „ein Mann oder eine Frau“ dargestellt werde, geben einen Hinweis darauf, warum einem ein Denkmal zufällig auffallen kann. Die Hinweise auf die „Schutzinsel“ und die Orientierung an Denkmälern und Bäumen deuten ebenso auf eine Art von Grundausrüstung des Großstadtmenschen hin, zu der die inhaltliche Beschäftigung mit Denkmälern nicht gehört. Das Leitmotiv dieser Glosse besitzt also sowohl eine psychologische als auch eine anthropologische Dimension und die Kombination beider verbürgt das Vergessen. Die Bedeutung von Denkmälern, die großen Männer, die sie meist darstellen, fallen deshalb nicht auf, da sie in erster Linie zur abstrakten Orientierung innerhalb einer Stadt oder zum Schutz bei schlechtem Wetter dienen.

Dennoch bieten sich Arbeiten eines großen Mannes als Interpretament dieses Gedankens an. Die Rede ist von Ernst Mach, über den Musil ungefähr zwanzig Jahre vor der Entstehung des Textes „Denkmale“ promoviert hatte (Musil 2019: 223–360), und der 1926, also ungefähr zu jener Zeit,² als die Glosse entstand, wieder in den Fokus der Wiener Öffentlichkeit geriet. Wie in den meisten europäischen Städten markierte auch in Wien der Erste Weltkrieg eine Zäsur in der Denkmalpolitik. Finanzielle Not und ein gewisser Überdruß an großen Männern waren die zentralen Gründe dafür. Eine erste Ausnahme stellt das Jahr 1926 dar. Im Jahr vor der ersten Publikation von Musils Text wurden im Vergleich zu den Jahren davor überdurchschnittlich viele Denkmäler in Wien errichtet (Austria Forum 2015). Die Eröffnungen dieser Monumente waren von medialer Aufmerksamkeit flankierte Ereignisse, im Jahr 1926 standen die meisten von ihnen unter dem Vorzeichen des politischen Antagonismus zwischen der konservativ-klerikalen Regierung und der mit absoluter Mehrheit sozialdemokratisch regierten Bun-

² Das genaue Datum der Textentstehung lässt sich nicht rekonstruieren. Die Klagenfurter Ausgabe weist den Text in keinem der Briefe als Anhang aus, die Martha Musil für ihren Mann an die Prager Presse sandte. Zudem wurden manche der Texte viele Monate später und ohne Rücksprache mit Robert Musil abgedruckt.

deshauptstadt, dem sogenannten Roten Wien. Das bis heute umstrittenste Denkmal dieses Jahres war eine Statue von Karl Lueger, des christlich-sozialen Wiener Bürgermeisters, der in seiner Amtszeit von 1897 bis 1910 neben infrastrukturellen Großprojekten vor allem für seinen Antisemitismus bekannt wurde. „Wer ein Jud’ ist, bestimme ich“, lautet das widerwärtigste Zitat, das ihm zugeschrieben wird (Schuberth 2023: 90–97). Das Lueger-Denkmal wurde vor dem Ersten Weltkrieg beschlossen, verzögerte sich aber nicht nur aufgrund finanzieller Probleme, sondern auch wegen des politischen Widerstands, der ihm entgegengebracht wurde. Sowohl der Ort, an dem das Lueger-Denkmal errichtet werden sollte, als auch die Errichtung selbst standen zur Diskussion, schließlich war Lueger stets ein Gegner des allgemeinen Wahlrechts gewesen, einer zentralen Forderung der Sozialdemokratie, die Wien nun regierte (Maderthaler 2019: 24–29).

Einen Großteil des Sommers 1926, in dem in Wien wieder vermehrt Denkmäler eröffnet wurden, verbrachte Robert Musil in Berlin. Er musste sich einer zweiten Gallenblasenoperation unterziehen und lag rekonvaleszent im Sanatorium des Westens (Pfohlmann 2016: 26). Einen guten Spaziergang von dort entfernt befand sich eines der Beispiele für Ausnahmen zur These der Glosse, also für Denkmäler, die der Aufmerksamkeit nicht entgehen können, die sogenannte Siegesallee.

Man darf sich durch einige Ausnahmen nicht täuschen lassen. Etwa durch jene paar Straßenschilder, die der Mensch mit dem Baedeker in der Hand suchen geht, wie den Gattamelata oder oder den Colleone, was eben ein ganz besonderes Verhalten ist; oder durch Gedenktürme, die eine ganze Landschaft versperren; oder durch Denkmäler, die einen Verein bilden, wie die über ganz Deutschland verbreiteten Bismarckdenkmale; oder endlich durch die Siegesallee in Berlin, welche so unvergeßlich bleibt, weil eine Postenkette aus Marmor sonst nirgends in der Kriegsgeschichte vorkommt. (Musil 1927: 4)

Die insgesamt 32 Denkmäler, aus denen die sogenannte Siegesallee bestand, beinhaltete die Markgrafen und Kurfürsten Brandenburgs sowie die Könige Preußens seit dem 12. Jahrhundert. Musil bezeichnet ihre Anordnung mit „Postenkette“ ironisch als eine Wehrformation zur Abwehr des Durchstoßes feindlicher Truppen. Ähnlich monströse Denkmalgruppen sind in Wien nicht bekannt, die Stadt an der Donau erweist sich in dieser Hinsicht als schonender für die Aufmerksamkeit. In Wien folgten auf die Errichtung des Lueger-Denkmal nämlich vergleichsweise moderate Reaktionen, ähnlich wie Musil in seinem Hauptwerk das fiktive Land Kakanien charakterisieren sollte: auch Denkmäler, aber nicht zu monströse Denkmäler. Statt weiterer freistehender Skulpturen, wie jener Luegers, wurden 1926 unter anderem zwei Büsten errichtet. Eine zu Ehren von Josef Popper-Lynkeus, dem Ingenieur und Schriftsteller, dessen Hauptwerk, „Die allgemeine Nährpflicht als Lösung der sozialen Frage“, bis heute als Vorform des bedingungslosen Grundeinkommens gilt (Popper-Lynkeus 1912: 331–369). Popper-Lynkeus war zu seiner Zeit als Gegner des Antisemitismus Luegers bekannt. Die für den Text „Denkmale“ entscheidendere Büste wurde am 12. Juni 1926 eröffnet und stellt einen Freund von Popper-Lynkeus dar: Ernst Mach.

Die Festivitäten zur Eröffnung des Mach-Denkmal wurden journalistisch breit dokumentiert. Eine sozialdemokratische und eine bürgerliche Zeitung leisteten die ausführlichste Berichterstattung. Die Arbeiter-Zeitung druckte einen Briefwechsel zwi-

schen Ernst Mach und Josef Popper-Lynkeus ab. In der Neuen Freien Presse erschien eine eigene Beilage mit Artikeln der Physiker Albert Einstein, Felix Ehrenhaft und Hans Thirring sowie der Festrede des Philosophen Moritz Schlick. Am Ende dieser in extenso in der Zeitungsbeilage abgedruckten Rede kommt Schlick auf das „Prinzip der Ökonomie des Denkens“ zu sprechen, in dem Machs „biologisch-ökonomische Auffassung des Erkennens“ zum deutlichen Ausdruck komme (Schlick 1926: 11). Mit den Prinzipien der Ökonomie und Kontinuität des Denkens hatte Schlick im Rathauspark zwei Prinzipien angesprochen, die auch in Musils Dissertation eine zentrale Rolle spielten. Mach hatte in seinen populärwissenschaftlichen Schriften nämlich argumentiert, dass kulturelle oder wissenschaftliche Errungenschaften immer noch den Zielen der biologischen Grundlagen der Gattung homo sapiens folgten (Mach 1987: 245–289). Infolgedessen könne zwar ein starker Körper durch einen Wachmann, eine physische Markierung durch eine Hausnummer und ein Nahrungsvorrat durch Zehnpfennigstücke ersetzt werden, die Ziele würden aber letztlich die gleichen bleiben. Das nannte Mach das Prinzip der „Kontinuität“. Musil fasst die Implikationen dieser These in seiner Dissertation so zusammen:

Fordert nämlich die Selbsterhaltung die Anpassung der Reaktionen eines Lebenswesens an die Vorgänge der Außenwelt, so kommt es bei einer gewissen Kompliziertheit der Lebensbedingungen dahin, dass die Mannigfaltigkeit des Tatsächlichen weit größer wird, als die Zahl der biologisch wichtigen Reaktionen, so dass ohne Berücksichtigung noch bestehender Unterschiede auf eine Gruppe bloß verwandter Tatsachen in einer Weise reagiert wird; reicht diese undifferenzierte Reaktion für die praktischen Bedürfnisse eben noch hin, so trägt der ganze Vorgang den Charakter der Sparsamkeit und Ökonomie. (Musil 2019: 236f)

Für Mach ist Aufmerksamkeit, auch jene für Denkmäler, also aus anthropologischen Gründen ein knappes Gut. Wenn Musil hier von „einer gewissen Kompliziertheit der Lebensbedingungen“ spricht, so nimmt mit dieser Kompliziertheit die Zahl der „biologisch wichtigen Reaktionen“ verhältnismäßig ab. Gerade in der modernen Großstadt sind es die grellen, lauten, schrillen und schnellen Objekte, womit sich der Wahrnehmungsapparat konfrontiert sieht. Ein Denkmal beansprucht vor diesem Hintergrund, wie es im Text heißt, soviel Aufmerksamkeit „wie ein Baum“, dient also bestenfalls der Orientierung. Musils Beispiele knüpfen damit augenzwinkernd an das Prinzip der Kontinuität an, indem sie aus diesem Prinzip eine niedere Ebene ableiten, die mit dem ehrwürdigen Anliegen der Denkmäler komisch kontrastiert. Musil verallgemeinert diese These anhand anderer Phänomene: Ein lästiges Geräusch wird nach einigen Stunden nicht mehr gehört und Ähnliches ließe sich über Bücher und Gemälde behaupten, die einfach an ihrem Platz sind, ohne uns als Spezies ständig beschäftigen zu können. Folgt man also Machs Prinzip so besteht für jene Objekte die Gefahr, vergessen zu werden, die nicht unmittelbar an unsere praktischen Lebensbedürfnisse appellieren und Denkmäler, selbst solche von Ernst Mach, sind vor dieser Gefahr nicht gefeit, da ihnen praktische Anlässe fehlen.

Nach diesen Beispielen der Glosse (Geräusch, Bücher, Gemälde) transponiert Musil diesen psychologischen Vorgang des In-den-Hintergrund-Tretens weg von Objekten hin zu zwischenmenschlichen Vorgängen. Er verwendet dabei eine Formulie-

nung, die sich fast wortwörtlich bei Mach finden lässt. Die „ökonomische Ausnützung meiner nervösen Kräfte“. Das Substantiv „Ökonomie“ und das Adjektiv „ökonomisch“ stehen laut der digitalen Klagenfurter Musil-Ausgabe in dieser psychologischen Bedeutung fast ausschließlich in Musils Texten über Mach und in eben diesem über Denkmäler.³ Ich zitiere noch einmal aus Musils Dissertation:

Das Bewußtsein trägt auch seiner weiteren Funktion nach den Charakter eines ökonomischen Instruments: denn hat es einmal einen gewissen Bestand an Vorstellungen erworben und treten ihm dann neue Tatsachen entgegen, so bildet es nicht auch neue Vorstellungen aus, sondern passt die bereits vorhandenen den neuen Aufgaben an. (Musil 2019: 237)

Ob von „Denkmalen“ oder „Denkmälern“ gesprochen wird, ist für ein nach den Machschen Prinzipien der Ökonomie und Kontinuität operierendes Bewusstsein gleichgültig, in jedem Fall werden sie unter einer Vorstellung subsummiert. Denkmale kann man als Schutzinsel oder zur Orientierung nutzen, und man weiß vielleicht noch, ob „ein Mann oder eine Frau“ dargestellt wird, aber sich mit den Einzelheiten eines neuen Denkmals zu beschäftigen, auch wenn es eines von Ernst Mach ist, ließe sich aus den Prinzipien Machs nicht ableiten. So besteht, wie Musil ausführt, die

[...] ökonomische Aufgabe [darin], die Kenntnis bloßer Einzeltatsachen zu ersparen. Diese müßte man sich in jedem individuellen Falle merken, das Gesetz [der Wahrnehmung] verknüpft typische Fälle durch einen Gedanken. (Musil 2019: 241)

Während die mediale Berichterstattung, sowohl von konservativer als auch von sozialdemokratischer Seite, die Bedeutung von Männern wie Lueger,⁴ Popper-Lynkeus und Mach betonte und damit der Form nach einer ähnlichen Erinnerungskultur verpflichtet blieb, gab es im Diskurs dieser Zeit unterschiedliche Gegenstimmen zur wieder vermehrten Errichtung von Denkmälern. Anders gesagt wurde die Erinnerung an große Männer nicht nur von Robert Musil kritisiert. Leo Delitz, ein Maler und Graphiker, veröffentlichte ebenfalls 1927 in der sozialdemokratischen Zeitschrift Kunst und Volk einen polemischen Artikel mit dem Titel „Wo könnte man noch ein Denkmal setzen?“ Delitz argumentiert darin ebenso, dass die Errichtung von Denkmälern eine antiquierte Angelegenheit sei, mit der sich „die Wiener Gemeindeverwaltung der Vorkriegszeit [...] vermutlich häufig“ (Delitz 1927: 6) beschäftigt hätte. Seit den ersten freien Wahlen 1919 hätte man sich aber aus guten Gründen der Beleuchtung, der Parkanlagen, der Bäder und Wohnhausbauten gewidmet. Delitz plädiert für die Errichtung von Ruhebänken, von Brunnenanlagen und die Subventionierung von ansehnlichem Fassadenschmuck, Reklame- und Firmenschildern.

Ruhebänke, Brunnenanlagen und ein ansehnlicher öffentlicher Raum waren wahrscheinlich etwas, was Musil unterstützte, als Schriftsteller hatten diese Forderungen jedoch nachrangige Bedeutung. Musil ging in seiner Poetologie nämlich gegen einen ähnlichen psychologischen Mechanismus wie Machs Prinzip der Ökonomie vor, er wandte

³ Dieser Behauptung zugrunde liegt das Ergebnis der Suchfunktion der digitalen Klagenfurter Ausgabe.

⁴ Exemplarisch etwa die Berichterstattung zum Lueger-Denkmal in der „Festnummer“ des Weltblattes mit einem Leitartikel von Ignaz Seipel (Seipel 1926: 2).

sich gegen die „formelhafte Verkürzung“ (Musil 1978: 1152), gegen das emotionale Klischee, das literarisch mit einer Kombination aus gedanklichen und emotionalen Aspekten durchbrochen werden sollte. Machs Prinzip, nach dem sich ein Bewusstsein durch vereinfachende Vorstellungen entwickelt, die einem anthropologischen Zweck dienen, wurde so zur ästhetischen Herausforderung von Musils Schreiben. Zwar solidarisierte sich Musil mit Intellektuellen wie Alfred Adler, Sigmund Freud, Hans Kelsen, Alma Maria Mahler, Alfred Polgar, Franz Werfel, dem erwähnten Leo Delitz und zahlreichen anderen, als er am 20. April 1927 „Eine Kundgebung des geistigen Wien“ namentlich unterstützte und so zur Wahl der Sozialdemokratie aufrief. In der Kundgebung heißt es aber auch, dass die unterzeichnenden Intellektuellen „sich keinem politischen Dogma beugen“ würden (Adler u. a. 1927: 1), was Musils Reaktion belegt. Statt das Denkmal für Mach zu loben, konfrontiert Musil es mit den Prinzipien des Philosophen, setzt also der Philosophie Machs ein Denkmal ohne den großen Mann zu erwähnen.

Ich habe in diesem Beitrag argumentiert, dass der Text „Denkmale“ wesentliche Impulse durch die Eröffnung des Ernst-Mach-Denkmal erhielt. Innerhalb von Musils Werk nimmt der Text eine Sonderstellung ein, da er zunächst als Glosse publiziert, später jedoch von einigen Hinweise auf den denkmalpolitischen Kontext seiner Zeit entkleidet wurde, um in den „Nachlass zu Lebzeiten“ aufgenommen zu werden. Musil übernimmt darin Machs Prinzipien der Ökonomie und der Kontinuität des Denkens, um ironisch zu zeigen, dass diese Prinzipien der Errichtung eines Denkmal widersprechen, da eine Büste oder eine Statue im Einzelnen keinen Anlass bieten könnten, sich mit ihnen zu beschäftigen. Trotz dieser Ironie zwischen Machs Prinzipien und Machs Denkmal, kann Musils Text selbst, meiner Interpretation nach, als ein Denkmal für die Lehren Machs gelesen werden.

Literatur

- Adler, Alfred/Börner, Wilhelm et al. (1927): Eine Kundgebung des geistigen Wien. In: Arbeiter-Zeitung, 20. April 1927, S. 1.
- Delitz, Leo (1927): Wo könnte man noch ein Denkmal setzen? In: Kunst und Volk. Mitteilungen des Vereines „Sozialdemokratische Kunststelle“, Nr. 1, S. 6–7.
- Hake, Thomas (2016): Nachlaß zu Lebzeiten (1936). In: Nübel, B./Wolf N. C. (Hg.): Robert-Musil-Handbuch. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 320–340.
- Mach, Ernst (1987): Populär-wissenschaftliche Vorlesungen. Wien/Köln/Graz: Böhlau 1987.
- Maderthaner, Wolfgang (2019): Das kommunale Experiment. Die „Veralltäglicung“ der Utopie? In: Schwarz, W./Spitaler, G./Wikidal E. (Hg.): Das Rote Wien 1919–1934. Ideen, Debatten, Praxis. Basel: Birkhäuser, S. 24–29.
- Magistratsabteilung 7 und Magistratsabteilung 34: Denkmäler. In: Austria Forum, Wissenssammlungen. <https://austria-forum.org/attach/Wissenssammlungen/Denkmaale/Denkmaale.pdf> (letzter Zugriff: 10.11.2023).

- Musil, Robert (1926): Robert Musil an Arne Laurin, 1. April 1926. In: Klagenfurter Ausgabe. Bd. 19. Wiener und Berliner Korrespondenz 1919–1938.
- Musil, Robert (1927): Denkmale In: Prager Presse (10.12.1927), S. 4–5.
- Musil, Robert (1978): Ansätze zu neuer Ästhetik. Bemerkungen über eine Dramaturgie des Films. In: Frisé, A. (Hg.): Robert Musil. Gesammelte Werke. Essays und Reden. Bd. 8. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 1137–1154.
- Musil, Robert (2019): Beitrag zur Beurteilung der Lehren Machs (1908). In: Fanta, W. (Hg.): Robert Musil. Bücher I. Salzburg/Wien: Jung und Jung (= Gesamtausgabe Bd. 7), S. 223–360.
- Pfohlmann, Oliver (2016): Biografie. In: Robert-Musil-Handbuch. In: Nübel, B./Wolf N. C. (Hg.): Robert-Musil-Handbuch. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 1–34.
- Popper-Lynkeus, Josef (1912): Die allgemeine Nährpflicht als Lösung der sozialen Frage. Eingehend bearbeitet und statistisch durchgerechnet. Mit einem Nachweis der theoretischen und praktischen Wertlosigkeit der Wirtschaftslehre. Dresden: Verlag von Carl Reissner.
- Schlick, Moritz (1926): Ernst Mach, der Philosoph. In: Neue Freie Presse (12.06.1926), Nr. 22177, S. 11.
- Schuberth, Richard (2023): Warum Lueger fallen muss. In: Merkur. 77. Jg, Mai 2023, S. 90–97.
- Seipel, Ignaz (1926): Treu zu Lueger! In: Neuigkeits-Welt-Blatt (19.09.1926), Nr. 217, S. 2.